

## **Religiöse und soziale Ursachen der Auswanderung nach Bessarabien**

*Von Eberhard Fritz*

Bevor ich in das heutige Thema einsteige, möchte ich Ihnen erzählen, wann ich das letzte Mal persönlich mit dem Thema Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg konfrontiert wurde. Es war im Frühjahr 2014. Ich bin dabei der Einheimische, weil meine Mutter und mein Vater aus zwei Familien stammen, die seit Jahrhunderten im selben Ort ansässig waren. Während der Schulzeit war ich mit einem Jungen aus meiner Klasse befreundet, dessen Eltern Vertriebene waren, aber nicht aus Bessarabien stammen. Ich schrieb damals als Achtzehnjähriger 1976 über das ganze Jahr hinweg ausführlich Tagebuch und notierte über ihn: „Ich glaube, dass seine Erziehung ihn mehr beeinflusst als mich meine in Denken, Handeln und Prinzipien. ...Sie ist sehr streng bürgerlich, er ist dazu erzogen, sämtliche gesetzlichen und sittlichen Normen streng einzuhalten. In gewisser Weise soll er damit gesellschaftlichen Erfolg haben.“. Im Frühjahr dieses Jahres, fast 40 Jahre später, schickte ich ihm eine Abschrift dieses Eintrags und rief damit sehr starke Emotionen bei ihm hervor. Er schrieb mir: „Das ist bei Flüchtlingskindern so, da wird besonders drauf geachtet, dass sie den Schein wahren, und jaaa nicht auffallen, um nicht noch mehr ausgegrenzt zu werden, was glaubst Du, hat es den Eltern ausgemacht, als Jugendliche hier anzukommen, mit nem Rucksack und ner Truhe und sonst nix, und angeguckt zu werden, als ob man den Ortsansässigen nur was wegnimmt und vor allem nie dazugehören wird....selbst die zweite Generation... wird immer noch etwas gebrandmarkt sein.....“.

In meiner Schulzeit in den 1970er Jahren habe ich noch die Zeit erlebt, in der „Flüchtlinge“ ein Thema waren. Dabei kippte die Beurteilung der altansässigen Einheimischen schon ab, und statt der abschätzigen Bemerkung „S’send halt Flüchtling“ („Es sind eben nur Flüchtlinge“) hörte man immer häufiger die anerkennenden Worte „S’send Flüchtling, aber fleißige Leit, se hend’s zu ebbas brocht“ („Es sind Flüchtlinge, aber fleißige Leute, sie haben es zu etwas gebracht“). Dazu kam der Umstand, dass die nach dem Krieg geborene Generation, zu der ich gehöre, mit Freunden, Kollegen und schließlich auch mit Partnern konfrontiert wurden, die aus Vertriebenenfamilien stammten. So kamen Partnerschaften und Ehen zustande, und seit etwa 1975 verwischten sich zunehmend die Unterschiede. Die Email meines damals besten Schulfreundes zeigt jedoch, welche heftigen Emotionen heute noch unter der Oberfläche einer längst integrierten zweiten Generation der Vertriebenenfamilien brodeln können. Sie

ist auch deshalb interessant, weil ich ihn damals in der Schulzeit als einen meiner besten Freunde ansah und mit ihm in jeder Hinsicht umging wie mit meinen Freunden aus dem Dorf. Und sie lässt die Frage aufkommen, wie stark die Erfahrungen der vertriebenen Menschen in ihren Kindern und Enkeln noch nachwirken.

Im Fall der Deutschen aus Bessarabien kann man diese Frage noch erweitern: wie die Erfahrungen in Russland heute noch nachwirken. Deshalb ist es ein aktuelles Thema, über das ich heute zu Ihnen spreche, und nicht nur eine Reminiszenz an vergangene Zeiten. Gehen wir also den sozialen und religiösen Ursachen der Auswanderung nach Bessarabien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach. Da die überwiegende Mehrzahl der Auswanderer aus dem Königreich Württemberg stammte, erscheint es mir gerechtfertigt, mich auf dieses Land zu konzentrieren. Die Verhältnisse im Elsass und in anderen Gebieten, woher ein kleiner Anteil der Auswanderer kam, dürfte ähnlich gewesen sein. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist das ganz hervorragende Buch von Ute Schmidt „Bessarabien. Deutsche Kolonien am Schwarzen Meer“. Aber natürlich habe ich mir auch die gründlich erarbeiteten Ortsfamilienbücher von Teplitz und Sarata und das monumentale Werk von Karl Stumpp über die Auswanderung nach Russland angeschaut.

Bisher ging man immer davon aus, dass es sich bei der Auswanderung nach Südrussland im frühen 19. Jahrhundert um ein pietistisch motiviertes Unternehmen gehandelt habe. Man nahm an, die meisten Auswanderer hätten auf Grund ihrer religiösen Einstellung ihr Heil im Osten gesucht, um bei einer Wiederkunft Christi, wie sie in der Bibel vorhergesagt wird, näher am Geschehen zu sein. Denn Palästina und Jerusalem lagen im Osmanischen Reich und waren nicht zugänglich. Für sehr fromme Menschen, welche die Bibel wörtlich nahmen, bot es sich an, dem wiederkommenden Christus wenigstens ein wenig entgegenzuziehen, nach Südrussland. Wenigstens war dort der Berg Ararat nicht weit, den man aus der biblischen Geschichte von Noah kennt. Der Berg der Rettung erschien als attraktives Ziel, wenn einem Jerusalem schon verwehrt blieb. Wenn man aber die Gesellschaft des frühen 19. Jahrhunderts anschaut, stellt man fest, dass nur etwa 5% der Einwohner in den protestantischen Gegenden Württembergs aktive Pietisten waren. Sie besuchten die Versammlungen, auf die ich noch näher zu sprechen kommen werde. Dies würde aber bedeuten, dass sich die Russland-Auswanderer nur aus einer winzigen religiösen Minderheit rekrutiert hätten. Sollten also in einer ungeheuer schweren Krise im Königreich Württemberg nur die Frömmsten auf den Gedanken gekommen sein, in einem fremden Land eine bessere Existenz aufzubauen?

Dazu müssen wir zunächst einen Blick auf diese Gegenden werfen, die mit dem alten Herzogtum Württemberg, welches 1806 im Königreich aufging, weitgehend identisch sind. Wenn

man über Jahrhunderte hinweg die soziale und wirtschaftliche Lage des Landes beobachtet, stellt man fest, dass die mittlere Bevölkerungsschicht, aus der fast alle Auswanderer stammten, ein Leben mit knappen Ressourcen führen musste. Zwar gab es sehr fruchtbare Gegenden in den zentralen Flusstälern, etwa am Neckar und seinen Nebenflüssen, es gab Weingegenden mit gutem Ertrag. Aber die Felder der Städte und Dörfer waren in kleine und kleinste Grundstücke aufgeteilt. Denn in Württemberg bestand die Erbsitte der Realteilung. Im Gegensatz zu Gegenden wie Hohenlohe im Norden des Königreichs oder dem katholischen Oberschwaben, wo ein Kind alles erbte und die Geschwister mit minimalen Beträgen auszahlte, erbten in Württemberg alle Geschwister zu gleichen Teilen. Als Erben waren also Männer und Frauen gleichberechtigt. Dies führte zu mehreren entscheidenden Phänomenen, nämlich zunächst einmal zur bereits erwähnten starken Zersplitterung des Grundbesitzes. Manchmal umfasste ein Weinberg in den am dichtesten besiedelten Gegenden nur noch wenige Rebstöcke, man sprach von der „Spatenkultur“. Das wirkte sich entscheidend auf das Heiratsverhalten aus, denn wenn man zahlreiche kleine, auf der Markung verstreute Grundstücke erbte, war es am besten, einen Ehepartner im Dorf zu suchen, der weitere Grundstücke auf der Gemarkung in die Ehe einbrachte. Nicht alle, aber doch viele Ehen wurden innerhalb des Dorfes geschlossen, was zu einer starken Inzucht führte. Weil in den Familien der Mittelschicht die Erträge aus der Landwirtschaft kaum zum Überleben reichten, übten viele Männer noch einen Beruf aus. Dies wiederum führte dazu, dass die meisten Handwerksberufe überbesetzt waren und wiederum nur geringe Einkünfte abwarfen.

Besonders wichtig für das Herzogtum Württemberg war der Weinbau, eine Sonderkultur, die auch auf kleinen Flächen noch Erträge abwarf. Wenn freilich in den Kirchenbüchern oder sonstigen Quellen die Berufsbezeichnung Weingärtner erscheint, handelt es sich meist um Mitglieder der ärmeren Bevölkerungsschicht. Denn durch die starke Zersplitterung des Grundbesitzes erzielten viele Weingärtnerfamilien gerade genügend Einkünfte, um sich notdürftig über Wasser zu halten. Ein Ertragsausfall in den Weinbergen als Folge schlechten Wetters oder Hagelschlags bedrohte die Existenz dieser Familien. Außerdem hatte man seit dem Dreißigjährigen Krieg hauptsächlich ertragreiche, aber minderwertige Traubensorten gepflanzt. Es gab zwar viel Wein, aber häufig reiften die Trauben nicht ganz aus, wodurch die Qualität litt. Durch eine schlechte Verarbeitung der Trauben waren viele Weine nicht lange haltbar. Andererseits beherrschten die Frauen und Männer in den Weingegenden alle erforderlichen Maßnahmen im Weinbau. Dieses Wissen sollten die Auswanderer später in andere Länder mitnehmen, so dass der Weinbau eine der kennzeichnenden Kulturen deutscher Emigranten in den russischen Siedlungsgebieten geworden ist.

Alle Einwohner einer Stadt oder eines Dorfes waren in der Gemeinde organisiert. Im Herzogtum Württemberg nahm die Gemeinde traditionell eine starke Stellung ein, weil die Landesherren ihr weitgehende Selbstverwaltungsrechte zubilligten. Wer das Bürgerrecht in einer Gemeinde besaß, war schon gegenüber den nicht sesshaften Einwohnern des Landes privilegiert. Denn er hatte Anteil an den Bürgernutzungen und erhielt in vielen Gemeinden ein kleines Stück vom Allmand, dem gemeinsamen Grundeigentum der Gemeinde, zur Nutzung. Es gab jedoch große soziale Unterschiede in den Gemeinden. Die vermögendsten Familien im Dorf hatten das Sagen und schauten häufig auf die ärmeren Bürger herab. Sie saßen in den höheren Gemeindeämtern, während die einfachen, schlecht bezahlten Tätigkeiten wie Hirte, Bettelvogt oder Totengräber den ärmsten Einwohnern übertragen wurden. Häufig verschafften sich die Reichen Vorteile aus den Ämtern und steigerten so ihre Einkünfte. Aber allgemein herrschte bei allen Bürgern ein starkes kommunales Bewusstsein. Das zeigte sich darin, dass die Gemeinden bei der Verfassungsreform im Königreich Württemberg zäh um ihre alten kommunalen Rechte kämpften. In der Verfassungsurkunde des Königreichs Württemberg von 1819 wurden ihnen weitgehende Selbstbestimmungsrechte eingeräumt. Über alle Konflikte hinweg fühlten sich also die Bürger ihrem Gemeindeverband zugehörig und wollten dessen Zuständigkeiten nicht an den Staat abgeben.

Wenn jemand allerdings nicht zu den vermögendsten Bürgern eines Ortes gehörte, reichten die Einkünfte schlecht und recht fürs Überleben. Man musste also fleißig und findig sein, wenn man halbwegs erträglich durchs Leben kommen wollte. Dabei war es hilfreich, wenn man sparsam lebte und sich an die gesellschaftlichen Normen hielt. Und da kommt die Kirche ins Spiel, eine zentrale Institution im Alltagsleben der Kommunen. Sie war mehr als eine religiöse Einrichtung und bot bis ins letzte Dorf Strukturen, welche das Leben erleichterten. Auf der anderen Seite wachte sie streng über die Einhaltung gewisser Normen und konnte durchaus auch sehr autoritär auftreten.

Seit im Herzogtum Württemberg in den Jahren 1534 bis 1537 die Reformation eingeführt worden war, bekannten sich alle Untertanen des Herzogs zum Protestantismus. Angehörige anderer Konfessionen oder Religionen wurden nur in besonderen Ausnahmefällen geduldet. Der regierende Herzog von Württemberg war das Oberhaupt der evangelischen Landeskirche, so dass Kirche und Staat eine Einheit bildeten. Die Kirchenleitung in Stuttgart besetzte die Pfarrstellen, und in den kleineren Gemeinden war der Pfarrer der einzige Akademiker. Er nahm deshalb eine Sonderstellung ein und gehörte zu den Honoratioren. Freilich erwartete man von ihm und seiner Familie auch ein vorbildliches Leben, ganz wie es Martin Luther mit seiner Familie geführt hatte. Neben dem Pfarrer gab es aber noch weitere Personen im Dorf,

die ein kirchliches Amt ausübten. Das Kirchenvermögen wurde von sogenannten Heilgenpflegern verwaltet, Angehörigen des Dorfgerichts. Sie zogen die Abgaben ein und vergaben Kredite. In einer Zeit, als es in noch keine Banken gab, spielte die Kirche eine wichtige Rolle im Kreditgeschäft.

Daneben stand die Schule unter der Aufsicht der Kirche. Schon 1559 war von Herzog Christoph die Schulpflicht für Jungen und Mädchen eingeführt worden. Es hatte anderthalb Jahrhunderte gedauert, bis sie weitgehend durchgesetzt war. Am Ende des 18. Jahrhunderts besuchten so gut wie alle Jungen und Mädchen die Schule und lernten wenigstens Lesen, Schreiben und Rechnen. Diese durchgreifende Grundbildung war eine wichtige Voraussetzung dafür, dass man im Leben durchkam. Sie erleichterte auch ein solch gewagtes Unternehmen wie eine Auswanderung in ein fremdes Land. Natürlich kann man die Dorfschulen des 18. Jahrhunderts nicht mit unseren modernen Schulen vergleichen. Häufig waren die Schulstuben eng, manche Schulmeister verfügten über keine sehr gute Ausbildung und mussten nebenher noch in ihrem erlernten Handwerksberuf arbeiten. Schläge und Körperstrafen gehörten zum Alltag. Aber eines muss man sagen: Obwohl die Klassen riesig, die Verhältnisse in manchen Orten unzulänglich waren, stellt man fest, dass manche Schülerinnen und Schüler sich ein beachtliches Wissen aneigneten. Denn nur die Söhne aus sehr vermögenden Familien konnten höhere Schulen besuchen. Einen Schwerpunkt im Unterricht der Dorfschulen bildete der Religionsunterricht, denn man legte sehr viel Wert darauf, dass die Schülerinnen und Schüler die wichtigsten Verse und Geschichten aus der Bibel sowie zahlreiche Lieder aus dem Gesangbuch lernten und kannten. Der Schulmeister war meist auch Mesner und Organist, in vielen Orten übernahm die Schuljugend den Gesang bei Gottesdiensten und Beerdigungen. Auch die Hebammen standen unter der Aufsicht der Kirche. Die Frauen einer Gemeinde wählten eine geeignete Frau zur Hebamme, die dann von der Kirche bestätigt wurde.

Sie sehen also: Ein Leben ohne Kirche, ohne Religion war einfach undenkbar. Unabhängig von einer persönlichen religiösen Einstellung entkam man der Kirche und der Religion nicht. Sie war ein verbindendes Element im Alltagsleben, denn man konnte davon ausgehen, dass jeder die wichtigsten Texte der Bibel und der Kirchenlieder kannte. Gleichzeitig aber kontrollierte die Kirche das Privatleben, indem sie über die Einhaltung der sittlichen Normen wachte. Dafür gab es in jeder Pfarrei ein Sittengericht, den so genannten Kirchenkonvent, bestehend aus dem Pfarrer, dem Schultheißen als Ortsvorsteher und einigen führenden Männern des Dorfes. Wenn ihnen Verfehlungen gegen die christlichen Normen zu Ohren kam, wurde der oder die Betreffende vor den Kirchenkonvent zitiert und verhört. So verhandelte man über voreheliche Schwangerschaften, Ehekonflikte, Sonntagsarbeit oder Beschimpfungen. Die

Sanktionierung vorehelicher Schwängerungen hat der Kirche den Vorwurf moralischer Enge eingetragen, aber sie war nicht nur ein religiöses Anliegen. In einer Gesellschaft der knappen Ressourcen drohte die Gefahr, dass eine allein erziehende Mutter über kurz oder lang den öffentlichen Kassen, also der Armenkasse der Kirche oder der Gemeinde zur Last fallen würde. Das wollte man aber so weit wie möglich vermeiden.

Seit dem späten 17. Jahrhundert hatte die Frömmigkeitsbewegung des Pietismus Eingang im streng protestantischen Württemberg gefunden. Menschen, die mit Ernst Christen sein wollten, versammelten sich außerhalb der Gottesdienste, um miteinander zu singen, zu beten und Texte aus religiösen Erbauungsbüchern zu lesen. Man verspöttelte sie als „Pietisten“, als besonders Andächtige, und bald wurde die Bewegung unter diesem Namen bekannt. Die Versammlungen nannte man „Stunden“, weil sie nicht länger als eine Stunde dauern sollten. Von Anfang an beobachtete man in der Kirche und bei der weltlichen Obrigkeit viele pietistische Gruppen mit Misstrauen, weil man immer eine Trennung von der Kirche befürchtete. Dazu hatte man auch allen Grund, denn immer wieder separierten sich einzelne Personen oder Gruppen von der Kirche. Manche Pietisten kamen zu der Ansicht, dass ein wahrer Christ nur außerhalb der Kirche seinen Glauben leben konnte. Sozial gesehen war der Separatismus ein Krisenkult, denn in schlechten Zeiten schwoll die separatistische Bewegung an und schrumpfte zusammen, wenn wieder bessere Zeiten kamen. Im 18. Jahrhundert ging die Obrigkeit mit den Separatisten relativ milde um, denn sie galten abgesehen von ihren sektiererischen Neigungen als vorbildliche Bürger. Im Gegensatz zu vielen ihrer Mitbürger entrichteten sie pünktlich ihre Steuern und Abgaben und verrichteten vorschriftsmäßig ihre Fronen. Sie besuchten keine Wirtshäuser und fluchten nicht, allerdings schimpften sie heftig über die Kirche und gelegentlich über den Pfarrer. Aber schon damals achteten der Herzog und seine Regierung die Gewissensentscheidung des Einzelnen sehr. Nur wenn jemand gegen weltliche Gesetze verstieß, wurde er dafür bestraft. So mussten etwa Separatisten, die ihre Kinder von der Schule fernhielten, Strafen bezahlen.

Wie sehr aber die religiösen und die politischen Verhältnisse miteinander verschmolzen waren, sieht man am Beispiel des Militärdienstes. Seit dem 16. Jahrhundert hatten sich die württembergischen Landstände, eine Vertretung der 60 angesehensten Familien des Landes, gegenüber den Herzögen grundlegende politische Mitspracherechte erkämpft. Ohne ihre Zustimmung durfte kein Landesherr Steuern erheben oder Krieg führen. Demzufolge setzten sich die Landstände für eine möglichst niedrige Steuerquote ein und leisteten lange Zeit erbitterten Widerstand gegen den Aufbau eines stehenden Heeres. Als sich die württembergischen Herzöge schließlich durchsetzten und ein relativ kleines Heer aufbauten, verhinderten die

Landstände die Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht. Nun musste jede Gemeinde entsprechend ihrer Einwohnerzahl eine bestimmte Anzahl an Rekruten stellen. Diese wurden unter den jungen Männern ausgelost. Diejenigen aber, die das Los traf, hatten das Recht, einen Ersatzmann zu stellen. Das führte in der Praxis dazu, dass die vermögendere Familien ihre ausgelosten Söhne vom Militärdienst freikaufte, indem sie den Sohn einer ärmeren Familie gegen Geld als Ersatzmann anheuert. Der Militärdienst wurde so zu einer Angelegenheit der ärmeren Schichten, während die angesehenen Familien alles Militärische mit Herablassung, ja Verachtung betrachteten. Wenn ein Mädchen aus einer Oberschichtsfamilie einen Offizier heiratete, galt das als gesellschaftlicher Makel. Diese Geringschätzung des Militärdienstes übertrug sich auf die gesamte Gesellschaft, und viele Pietisten lehnten ihn auch aus religiösen Gründen ab. Schließlich wird in den Evangelien die Friedfertigkeit betont. Aber man hatte ja die Möglichkeit, seine Söhne freizukaufen, und so stellte sich das Problem in der Regel kaum.

Außerdem war die Zeit zwischen 1715 und 1780 eine Zeit des Friedens und des relativen Wohlstands. Entsprechend gab es kaum Separatisten, während in vielen Gemeinden kleine pietistische Versammlungen bestanden. Die Pietisten besuchten regelmäßig den Gottesdienst, und wenn auch manche unter ihnen als hochmütig und religiös selbstgerecht galten, anerkannten die Pfarrer doch, dass sie es mit dem Glauben ernst meinten. Die Vermeidung weltlicher Vergnügungen wie Wirtshausbesuchen, Spielen und Tanzen ersparte viele Ausgaben, so dass es manche pietistische Familien zu einem gewissen Wohlstand brachten. Durch die regelmäßige Lektüre von Erbauungsbüchern erweiterte sich der geistige Horizont. Wie gesagt blieb die Bewegung aber klein und wird häufig deshalb überschätzt, weil man alle religiösen Phänomene auf den Pietismus zurückführt.

Nach 1785 zeigten sich zunehmend krisenhafte Anzeichen im Herzogtum Württemberg. Durch ein starkes Bevölkerungswachstum in den vorangegangenen Jahrzehnten musste man die Landwirtschaft auf ertragsärmere Flächen ausdehnen. Als Folge der Französischen Revolution griffen die Kriege wieder auf den deutschen Südwesten über. Es entstand eine anhaltende politische Unruhe. Sofort wuchsen die separatistischen Gruppen stark an. Als charismatischer Führer erlangte der Leinenweber Johann Georg Rapp aus Iptingen bei Maulbronn eine überregionale Bedeutung. Er besuchte die Gruppen im ganzen Land und unterhielt eine ausgedehnte Korrespondenz mit seinen Gesinnungsgenossen. Wenn er sonntags in seinem Haus in Iptingen predigte, strömten Massen von Anhängern und Anhängerinnen herbei, um ihn zu hören. Anschließend an die Versammlung gab es ein „Liebesmahl“, zu dem die vermögenden Separatisten so viele Lebensmittel mitbrachten, dass es für alle reichte. Diese Form der christ-

lichen Gemeinschaft, in der auch ärmere und benachteiligte Mitglieder der Gesellschaft ihren Platz hatten, beeindruckte die Mitmenschen. Zunächst blieb Rapp weitgehend unbehelligt und konnte die separatistische Bewegung koordinieren und leiten.

Im kirchenloyalen Pietismus musste man sich mit der Aufklärung auseinandersetzen, in der die Vernunft eine zentrale Rolle spielte. Sie fand auch in der Kirche Eingang und wirkte sich am stärksten aus, als 1791 ein neues Gesangbuch eingeführt wurde. Darin waren viele Lieder umgedichtet worden und appellierten eher an die Vernunft und an die staatsbürgerliche Pflicht als an das religiöse Gefühl. Es fehlte eine gewisse Herzenswärme, welche in den pietistischen Liedern zu spüren war. In vielen Gemeinden lehnte man dieses Gesangbuch als unchristlich ab. Es dauerte Jahre, bis der Widerstand nachließ.

Politisch wurde das Herzogtum Württemberg durch die französischen Revolutionskriege erschüttert, die sich auch im Land auswirkten. Man musste wieder Kriege fürchten, dazu gab es immer wieder schlechte Ernten im Land, so dass sich eine Krisenstimmung ausbreitete. In den gehobenen Bevölkerungskreisen kam Unruhe auf, als Herzog Friedrich Eugen 1794 die allgemeine Wehrpflicht einführte. Ganz konnte er sie nicht durchsetzen und musste die Söhne der Oberschicht davon ausnehmen. Aber die Bauern und Handwerker ärgerten sich darüber, dass ihre Söhne jetzt als Rekruten verpflichtet wurden und keine Ausweichmöglichkeit mehr hatten. In pietistisch-separatistischen Kreisen kam es zu einzelnen Fällen von Wehrdienstverweigerung, einige Männer wurden deshalb des Landes verwiesen. Nach kurzer Zeit starb jedoch der Herzog, und bezüglich der Wehrpflicht wurde wieder die vorherige Regelung eingeführt.

Einen gravierenden Einschnitt stellte der Regierungsantritt von Herzog Friedrich II. im Jahr 1797 dar. Der selbstbewusst auftretende, in den besten Mannesjahren stehende Landesherr regierte autoritär und wollte keine Opposition dulden. Er sah alle Pietisten und Separatisten, die gegen kirchliche oder staatliche Normen verstießen, als Staatsfeinde an und ging hart gegen sie vor. Johann Georg Rapp bekam das zu spüren, als er bei Knittlingen, wo es kurz zuvor in der Stadt einen Aufstand der Bürger gegeben hatte, vor etwa 100 Menschen predigte. Soldaten sprengten die Versammlung. Nun erkannte Rapp, dass es für ihn und seine Bewegung brenzlich wurde. Er reiste nach Nordamerika und kaufte in Pennsylvania Land für eine separatistische Siedlung. In den Jahren 1804/05 folgten ihm etwa 700 Anhängerinnen und Anhänger nach Harmony. Weil die Kapitalbasis für die Siedlungsgründung nicht ausreichte, führte Rapp die Gütergemeinschaft ein und schaffte das Privateigentum ab. Zum Ärger seiner Anhänger ließ er das gesamte Vermögen auf sich und seine Familie eintragen. Kurze Zeit später zwang er seine Anhängerinnen und Anhänger, sexuell enthaltsam zu leben. Alle, die dagegen ver-



stießen, wurden aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Johann Georg Rapp und sein Adoptivsohn Friedrich Rapp führten die Gemeinschaft zu großem Wohlstand, aber Rapp herrschte zunehmend autoritär über seine Anhängerinnen und Anhänger und duldete keinen Widerspruch. Trotzdem blieben ihm viele ein Leben lang ergeben. Rapp gab die Siedlung Harmony nach zehn Jahren auf und zog mit seiner Gruppe in die Wildnis nach Indiana, wo er New Harmony begründete. Nach weiteren zehn Jahren kehrte er in die Nähe der Stadt Pittsburgh zurück und errichtete dort die letzte Siedlung Economy.

Diese Geschichte ist wichtig, weil man in Württemberg von der separatistischen Siedlungsgründung erfuhr. In seinem Heimatort Iptingen wurde Johann Georg Rapp zwar kritisch gesehen, weil seine Beauftragten dort Erbschaften einkassierten. Aus Amerika erbten die deutschen Verwandten der Separatisten aber nichts, weil die Nachlässe in die Gütergemeinschaft fielen. Aber in Zeitschriften erschienen Artikel, in denen die Verfasser begeistert über die ordentlichen, sauberen Siedlungen berichteten. Auch der wirtschaftliche Erfolg Rapps wurde von vielen bewundert. In seiner Gemeinschaft zeigte sich, dass man auch in einem fremden Land sehr gut und vor allem viel freier als in Württemberg leben konnte.

Im Herzogtum Württemberg brachen in der Zeit um die Auswanderung Rapps schwierige Zeiten an. Unter der Herrschaft Napoleons stieg Herzog Friedrich II. zum Kurfürsten auf und erhielt zahlreiche Herrschaften, welche säkularisiert und mediatisiert worden waren. Damit lebten nicht mehr ausschließlich Protestanten im Land, sondern auch katholische und jüdische Untertanen. Drei Jahre später, am 1. Januar 1806, nahm Kurfürst Friedrich die Königswürde an. Erneut konnte er Landgewinne verbuchen und damit sein Königreich auf das Doppelte des alten Herzogtums vergrößern. Der Preis dafür war hoch: Als Verbündeter des Kaisers Napoleon musste der König Soldaten für die französischen Feldzüge ausheben lassen. Deshalb führte er die allgemeine Wehrpflicht ein, nahm aber wiederum die Söhne der Oberschicht davon aus. Obwohl die Untertanen begreiflicherweise wenig begeistert waren, setzte König Friedrich die Militärflicht rigoros durch. Wer sich weigerte, wurde auf der Festung Hohenasperg bei Ludwigsburg eingekerkert.

In der schwierigen Situation jener Jahre regierte König Friedrich neoabsolutistisch und autoritär. Um die Abwanderung von Untertanen zu verhindern, erließ er 1807 ein Auswanderungsverbot. Zwei Jahre später wurde in der evangelischen Kirche eine neue Liturgie eingeführt, in der wie beim Gesangbuch von 1791 ein vorwiegend rationaler Ton herrschte. In der Taufformel fehlte die Absage an den Teufel „mit allen seinen Werken und Wesen“. Das erzürnte die Frommen im Lande, denn sie sahen darin ein Werk des Antichristen und lehnten die Liturgie ab. Nun gingen auch kirchentreue Pietisten in Opposition zur kirchlichen und

weltlichen Obrigkeit. Schließlich blieb dem König nichts anderes übrig, als den Pietisten gewisse Zugeständnisse zu machen. Denn es waren schwierige Jahre, weil es in mehreren Jahrgängen zu Missernten und zu Ertragsausfällen im wichtigen Weinbau kam. Die Lebensmittel verteuerten sich, die Inflation stieg. Für den Russlandfeldzug Napoleons im Jahr 1812 stellte König Friedrich 15.000 Soldaten, von denen nur etwa 500 nach den Niederlagen der französischen Armee und dem Rückzug aus dem winterlichen Russland wieder zurückkamen. Alle diese schweren Krisenzeiten weckten apokalyptische Ängste.

Als König Friedrich um Oktober 1816 unerwartet verstarb, befand sich das Königreich Württemberg auf dem Höhepunkt der dramatischen Krise. Die Belastungen der Kriege hatten das Land ausgelaugt, jetzt kam noch eine katastrophale Entwicklung hinzu. In Indonesien war der Vulkan Tambora ausgebrochen und hatte Unmengen von Asche in die Atmosphäre geschleudert. Dadurch trübte sich in Mitteleuropa das Wetter ein, es kam zu starken Regenfällen und in zwei aufeinanderfolgenden Jahren zu einem völligen Ernteausfall. Viele Menschen hungerten, die Preise der Lebensmittel stiegen dramatisch an. Diese Krisenzeiten sah man in religiösen Kreisen als Anzeichen eines nahen Weltendes und als Vorzeichen einer baldigen Wiederkunft Christi.

In politischer Hinsicht schienen diese Vorahnungen ebenfalls berechtigt zu sein. Der Sohn und Nachfolger Königs Friedrichs, König Wilhelm I., war mit der russischen Großfürstin Katharina verheiratet. Durch diese prestigeträchtige Eheschließung kamen sich Württemberg und Russland so nahe wie nie zuvor. Der Bruder der Königin, Zar Alexander I., wandte sich dem Pietismus zu, so dass viele Pietisten in ihm das Idealbild eines christlichen Monarchen sahen. Unter dem Eindruck der dramatischen Notsituation musste das Auswanderungsverbot aufgehoben werden. Der russische Zar ließ in Württemberg für die Auswanderung nach Südrussland werben und versprach den Siedlern Privilegien wie Steuerfreiheit und die Befreiung der Söhne vom Militärdienst. Obwohl zweifellos religiöse Überlegungen bei der Auswanderung eine Rolle spielten, waren es vor allem wirtschaftliche Nöte, welche die meisten Emigranten dazu bewogen, eine weite und gefährliche Reise auf sich zu nehmen. Aber wie gesagt: Ein Leben ohne Religion war nicht denkbar. Es kann sein, dass der Anteil der Pietisten an den Auswanderern höher war als ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung Württembergs. Aber auch sie bildeten unter den Emigranten eine Minderheit.

Anders sieht es bei den Anführern der Auswanderergruppen aus. Die Organisation einer so großen Reise über eine gewaltige Entfernung erforderte leitende Personen, die mit einer solch großen Unternehmung zurecht kamen. Hier ist der Einfluss des Pietismus deutlich festzustellen. Durch ihre Vorstellungen von einem gemeinschaftlichen Leben und durch ihre prakti-

schen Erfahrungen bei der Organisation einer großen, zum Teil unter erheblichem Druck stehenden Bewegung erwiesen sich führende Männer des Pietismus als besonders geeignet für die Leitung des Auswanderungsunternehmens. Sie teilten die Auswanderungswilligen in zehn „Harmonien“ auf, wobei die Benennung der Gruppen wohl nicht zufällig mit dem Namen der ersten Siedlung des Johann Georg Rapp, Harmony in Pennsylvania, identisch ist. Nur in einer großen Gemeinschaft erschien es möglich, eine so gefährliche Reise durch mehrere Länder zu überstehen. Manche Gruppen sammelten sich in Ulm, schifften sich ein und fuhren die Donau hinab, andere wählten den weiten und beschwerlichen Landweg. Die Interessen des Einzelnen mussten gegenüber dem gemeinsamen Anliegen untergeordnet werden. Andererseits übernahmen die Leiter auch verantwortungsvolle Aufgaben, von der Sicherstellung der Verpflegung über die Verwaltung der Finanzen bis hin zur Verhandlung mit den Behörden der verschiedenen Länder, um die notwendigen Genehmigungen zur Durchreise zu erhalten. Daneben sorgten sie für Disziplin und übernahmen auch schwierige Aufgaben wie die Beisetzung der auf der Reise Verstorbenen und die Betreuung der Hinterbliebenen. Freilich musste man nach einem Todesfall umgehend wieder zur Normalität zurückkehren und sich auf die Reise konzentrieren.

Als Führer der „Harmonien“ lassen sich Männer nachweisen, die separatistische Neigungen zeigten oder sich von der Kirche getrennt hatten. Sie besaßen die persönliche und religiöse Autorität für die Leitungsposition. Als gesellschaftliche Außenseiter kannten sie schwierige Situationen und besaßen die nötige Zähigkeit, um Probleme zu meistern. Andererseits waren die separatistischen Gruppen sehr gut organisiert, weil sie im gesamten Königreich Württemberg Netzwerke bildeten. Als religiöse Minderheit mussten sie untereinander Kontakte pflegen und in Verbindung bleiben. Dies prädestinierte die führenden separatistischen Männer geradezu zur Organisation eines großen und riskanten Unternehmens wie der Auswanderung in ein fernes Land.

Da jedoch die die meisten Auswanderer aus wirtschaftlichen oder sozialen Gründen nach Russland reisten, entstanden keine genuin religiösen Siedlungen wie in den Vereinigten Staaten. Die Anführer der „Harmonien“ konnten sich nicht als religiöse oder weltliche Oberhäupter der Gemeinden in Russland etablieren. Die Gemeindeverfassung orientierte sich stark an den Verhältnissen in Württemberg, und auch die Rolle der Kirche war jener in der alten Heimat sehr ähnlich. Eine Gütergemeinschaft, wie sie in den amerikanischen Separatistensiedlungen bestand, war sowohl in Württemberg wie in Russland rechtlich nicht möglich. Ohne solche urchristlichen Lebensformen konnte aber eine separatistische Gemeinschaft auf Dauer nicht funktionieren.

Es gibt keine Regel ohne Ausnahmen, und selbstverständlich denkt man sofort an die von dem katholischen Priester Ignaz Lindl begründete Siedlung Sarata. Hier haben wir es mit einer Sondersituation zu tun, die jedoch viele typische Elemente separatistischer Strömungen zeigt. Lindl stammte aus Baindlkirch bei Augsburg. Als geweihter katholischer Priester kam er mit frommen protestantischen Kreisen in Berührung, wahrscheinlich sogar mit separatistisch beeinflussten Personen und Gruppen. Als begnadeter Prediger nahm er immer mehr fundamentalistisches protestantisches Gedankengut auf und verwarf einige Lehren der katholischen Kirche. Deshalb wurde er verhaftet und verbüßte eine Gefängnisstrafe. Dadurch gewann er aber noch mehr Anhänger, denn sie sahen ihn als Märtyrer, der bereit war zu leiden. Nach kurzer Zeit wurde Lindl aus dem Gefängnis entlassen und auf die Pfarrei Grundremmingen, ganz in der Nähe der württembergischen Grenze, versetzt. Nun waren die grenznahen Regionen des Königsreichs Württemberg immer anfällig für kirchenkritische und separatistische Strömungen. Die Zentren des Königreichs waren weit entfernt, die Pfarreien in den Grenzgebieten nicht besonders attraktiv. In manchen Fällen versetzte die Kirchenleitung Pfarrer in die entlegenen Gemeinden, die man im Zentrum des Landes nicht halten konnte oder wollte. Deshalb traten immer wieder charismatische Laienprediger auf und zogen viele Anhängerinnen und Anhänger an. Nun war Ignaz Lindl kein Laienprediger, aber seine Gedankenwelt war eng mit jener der Separatisten verwandt. Besonders in der kleinen Ritterherrschaft Bächingen an der Brenz in der Nähe von Dillingen fand er viele Anhängerinnen und Anhänger. Das war insofern delikater, als sich diese Herrschaft im Besitz der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim befunden hatte. Diese war Mätresse des katholischen Herzogs Karl Eugen von Württemberg, der als regierender Herzog formales Oberhaupt der evangelischen Landeskirche war. Reichsgräfin Franziska duldete also in ihrem Besitz religiöse Strömungen, welche der Funktion des Herzogs zuwiderliefen. Über die Herrschaft Bächingen ist gerade eine Dissertation von Johannes Moosdiele in Arbeit.

Als dann in den Jahren 1816/17 die Württemberger Auswanderer nach Südrussland aufbrachen, kam Ignaz Lindl mit dem russischen Zaren Alexander I. in Kontakt. Wie schon erwähnt zeigte sich der Zar gegenüber den pietistisch gefärbten religiösen Strömungen der Zeit aufgeschlossen und empfing Lindl freundlich. Schließlich erteilte er die Genehmigung zur Errichtung einer Siedlung und stellte Land in Bessarabien zur Verfügung. So entstand unter der Leitung von Ignaz Lindl die Siedlung Sarata. Entsprechend seiner religiösen Auffassung stellte Ignaz Lindl hohe Anforderungen an die Siedlungswilligen. Sie sollten nach urchristlichen Idealen leben, und wer dagegen verstieß, sollte nach dreimaliger Warnung aus der Siedlung gejagt werden. Wie sehr der katholische Pfarrer inzwischen mit dem pietistischen Protestan-

tismus sympathisierte, zeigte sich darin, dass er auch für seine Anhänger völlig überraschend heiratete und damit den Pflichtzölibat öffentlich missachtete.

Wie man weiß, scheiterte Ignaz Lindl innerhalb kurzer Zeit. Nach bisheriger Lesart beschuldigte ihn der katholische Bischof, in dessen Diözese Sarata lag, des Sektierertums und radikaler Umtriebe. Er wandte sich an den österreichischen Staatskanzler Klemens Fürst von Metternich, der den Zaren Alexander I. dazu bewegen konnte, Lindl als Pfarrer von Sarata abzusetzen. Unter lautem Weinen der Gemeinde verließ Ignaz Lindl mit seiner Familie die Gemeinde Sarata.

Die Entlassung Ignaz Lindls ist ein gutes Beispiel dafür, wie kritisch man die Geschichte hinterfragen muss. Denn in der Geschichtsschreibung von Sarata wird eine Idylle von einem aufrechten Pfarrer und seinen gläubigen Kolonisten gezeichnet. Sämtliche Untersuchungen über andere Siedlungsgründungen in den Vereinigten Staaten, in Russland und in Württemberg zeigen aber, wie konfliktrichtig solche Projekte waren. In Harmony beispielsweise war es nach der Errichtung der Siedlung zu sehr starken Spannungen gekommen. Viele Siedler ärgerten sich darüber, dass Johann Georg Rapp seine Vorstellungen autoritär durchsetzte und ihnen einen Lebensstil aufzwang, den sie nicht gewollt hatten. Als Rapp dann noch von allen Einwohnern der Siedlung völlige sexuelle Enthaltsamkeit forderte, verließen eine ganze Anzahl von Einzelpersonen und Familien die Gemeinschaft. Wirtschaftlich war Rapp allerdings sehr erfolgreich. Ebenso wie in Harmony lassen sich in der Gründungsphase der 1824 in einem oberschwäbischen Moorgebiet errichteten pietistischen Siedlung Wilhelmsdorf solche Konflikte nachweisen. Hier kam es zu starken Spannungen unter den Kolonisten. Diese wurden später in der pietistischen Geschichtsschreibung einfach ignoriert oder beschönigt. Kein Makel sollte auf eines der angeblich strahlenden Erfolgsprojekte des württembergischen Pietismus fallen.

Die ersten Jahre der Siedlungsgründung von Sarata wären einmal unter diesem Aspekt zu untersuchen. Freilich weiß ich nicht, ob dazu aussagekräftige Quellen erhalten sind. Eine Führungspersönlichkeit vom Schlag Lindls musste nicht nur über religiöse Autorität, sondern auch über organisatorische Fähigkeiten und wirtschaftliches Geschick verfügen. Oder er musste Mitarbeiter finden, die solche Fähigkeiten mitbrachten. Bislang wurden für das Scheitern Lindls ausschließlich äußere Gründe angeführt. Es ist aber seltsam, dass Zar Alexander I., der den Pfarrer doch persönlich kannte und schätzte, sich unter Druck setzen ließ, ihn zu entlassen, ohne dass persönliche Gründe vorgelegen hätten. Gab es in der Gemeinde Siedler, die sich bei der Obrigkeit über ihn beschwerten? War Ignaz Lindl nicht doch mit der Siedlungsgründung überfordert? Oder stellte er Ansprüche an seine Siedler in Sarata, die in der harten

Wirklichkeit Russlands kaum zu erfüllen waren? Vielleicht findet sich einmal eine Historikerin oder ein Historiker, die oder der solchen Fragen nachgeht und die Quellen unvoreingenommen sichtet – wenn sie noch existieren. Man muss deshalb die Verdienste Ignaz Lindls nicht kleinreden, aber auch bedeutende Menschen haben ihre starken und ihre schwachen Seiten.

Eines zumindest kann man sagen: Die russische Siedlungspolitik begünstigte zwar im frühen 19. Jahrhundert die Ansiedlung fleißiger Einwanderer aus Württemberg und anderen Gebieten des deutschen Sprachraums. Sie förderte den Aufbau evangelischer Kirchengemeinden, weil diese ein wichtiges Element der Siedlungen bildeten. Religiös-kleinbürgerliche Tugenden wie Sparsamkeit, Fleiß und sittliches Verhalten konnten der Obrigkeit nur recht sein. Dagegen hatte aber die russische Regierung im Grunde kein Interesse an separatistischen Gemeinschaftssiedlungen. Denn über kurz oder lang drohte die Gefahr, dass die religiösen Kritiker auch die politische Umstände anprangerten und dadurch Unruhe in der Bevölkerung hervorrufen würden.

Im Lauf der weiteren Entwicklung zeigte sich, wie sehr die deutschen Siedlungen in Bessarabien der politischen Entwicklung in Russland ausgeliefert waren. Besonders deutlich tritt das bei der Einführung der Militärpflicht für die deutschen Siedler im Jahr 1866 hervor. Ein „ewiges Privileg“ wurde nach gerade einmal 40 Jahren aufgehoben, die jungen Männer mussten bei der russischen Armee dienen. Mit Sicherheit hatten sich die Angehörigen anderer Volksstämme über diese Ausnahmeregelung für die deutschen Siedler geärgert, denn ihre Söhne mussten den anstrengenden und lästigen Militärdienst ableisten, während die deutschstämmigen jungen Männer davon verschont blieben. Die Einführung des Militärdienstes stellte einen Schritt zur Eingliederung der deutschsprachigen Kolonisten in die russische Gesellschaft dar. Freilich blieben die deutsche Sprache oder besser der schwäbische Dialekt und die kirchliche Gesinnung die wichtigsten Elemente des Zusammenhalts in den Siedlungen. Hier konservierten sich Elemente des alltäglichen Lebens im Königreich Württemberg des frühen 19. Jahrhunderts. Im ehemaligen Heimatland endete 1892 mit dem Tod der Königin Olga, einer geborenen Großfürstin von Russland, die enge Verbindung mit dem Zarenreich. Russland rückte gedanklich wieder in die Ferne, zumal in Bessarabien und anderen Siedlungsgebieten inzwischen die dritte Generation lebte und die Verbindungen zu den württembergischen Verwandten sich wohl meist gelockert hatten.

Freilich muss man kritisch fragen, wie lange eine ethnische Minderheit ihren Sonderstatus beibehalten soll. Dabei sind wir bei der eingangs gestellten Frage nach der Integration und nach der Zukunft der Bessarabiendeutschen. Sie haben während und nach dem Zweiten Welt-

krieg innerhalb kurzer Zeit zwei Mal eine Umsiedlung beziehungsweise Vertreibung mitgemacht. Das sind ohne Zweifel, wie eingangs geschildert, prägende und oftmals auch belastende Erlebnisse in einem Menschenleben. Die nach 1945 zur Welt gekommenen Kinder der Vertriebenen sind in der Bundesrepublik Deutschland geboren und aufgewachsen. Das Schicksal der Eltern war tief bewegend. In den nachgeborenen Generationen stellt sich die spannende Frage, wie lange und wie weit die Prägungen der in Bessarabien lebenden Ahnengenerationen noch nachwirken.

**Dr. Eberhard Fritz** (geboren 1957 in Metzingen) leitet seit 1987 das Archiv des Hauses Württemberg im Schloss Altshausen. Im Jahr 2001 wurde er mit einer Arbeit *Radikaler Pietismus in Württemberg. Religiöse Ideale im Konflikt mit gesellschaftlichen Realitäten an der Universität Paderborn* promoviert. Er ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen zur württembergischen Landes- und Kirchengeschichte.